

GESCHICHTE

Schwarzer Junge im Dritten Reich

noe. Darüber, wie schwer die Juden unter dem Hitlerregime gelitten haben, ist inzwischen viel bekannt geworden. Darüber, dass auch andere Nicht-Arier unter dem unmenschlichen Regime gelitten haben, von Repressalien bedroht wurden und unter ständiger Angst gelebt haben, ist bis jetzt weniger geschrieben worden. Der heute 74-jährige in Amerika lebende Journalist Hans-Jürgen Massaquoi – Kind einer deutschen Mutter und eines afrikanischen Vaters – beschreibt in seinem interessanten Lebensbericht die Jahre des Hitlerregimes aus der Sicht eines Knaben, der allein auf Grund seiner dunklen Hautfarbe immer stärker zu spüren bekam, dass er nicht dazu gehörte, dass er als Nicht-Arier nicht die gleichen Rechte besass wie seine Schulkameraden: nicht das Recht, den Spielplatz zu betreten, nicht das Recht, einen Sportverein anzugehören, und nicht das Recht auf eine höhere berufliche Ausbildung. Hans J. Massaquoi beschreibt weniger das politische Regime als das alltägliche Leben während dieser Jahre, die Ängste und Nöte von ihm und seiner Mutter. Gerade damit gibt er ein anschauliches und ehrliches Bild der damaligen Gesellschaft, bei dem er sich nicht zu stark von seinen Gefühlen leiten lässt. Er verdeutlicht, wie gross der Teil hitleranfeindlicher Leute war, wie klein die indifferente Minderheit. Gleichzeitig führt er vor Augen, wie sehr die Verführungskünste der NS-Propaganda Jugendliche in ihren Sog zogen. Auch Hans-Jürgen wünsch sich als Knabe schließlich, in die Hitler-Jugend einzutreten zu dürfen, und kennt erst langsam durch qualvolle persönliche Erfahrungen den wahren Charakter des Regimes.

Hans J. Massaquoi: Neger, Neger, Schornsteinfeger. Scherz, Bohn 413 Seiten, Fr. 39.90.

Die doppelte «Minderheit»

atb. Im Gegensatz zur allgemeinen Geschichte der Frauen in der Schweiz gibt es über die jüdischen Frauen kaum etwas Gedrucktes. Umso mehr ist die Arbeit von Elisabeth Weingarten-Guggenheim zu begrüssen. Aus Anlass des 75. Jahrestags des Bundes Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen hat sie die verstreuten Akten gesucht und gesichtet, Zeitzeuginnen befragt, Zeitschriften und Archive durchforstet.

Herausgekommen ist eine Verbandsgeschichte, die nüchtern geschrieben und übersichtlich strukturiert, die ganze Breite von Aktivitäten, Erfolgen, aber auch Schwierigkeiten des Bundes vorführt. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs koordinierte der Bund Fürsorgeaufgaben, die die Mitgliedervereine überforderten. Viel Einsatz ging in die Unterbringung jüdischer Kinder aus dem Ausland während der Judenverfolgungen. Nach dem Krieg nahmen typische Dachverbandsaktivitäten zu: Kontakt zu anderen Organisationen, Teilnahme an eigenständigen Vernehmlassungen. Die von jüdischen Frauen mit erkämpften Rechten auf eidgenössischem Gebiet fanden innerjüdisch keine Entsprechung. Die Benachteiligung in Theorie und Praxis der religiösen Scheidung bleibt z.B. bis heute ein Dauerbrenner. Allgemeine rücken Fragen der jüdischen Identität in den letzten zwei Jahrzehnten wieder stärker in den Blick. Die Präsidentinnen, meist dem obem Mittelstand angehörend, gut ausgebildet, weltoffen und politisch bewusst, haben den Bund geprägt und es geschafft, das ganze Spektrum von orthodox bis liberal zusammenzuhalten.

Elisabeth Weingarten-Guggenheim Buch könnte dazu antreiben, einzelnen Biografien und Aspekten des Frausens als Jüdin in der Schweiz vertieft nachzugehen.

Elisabeth Weingarten-Guggenheim: Zwischen Fürsorge und Politik. Geschichte des Bundes Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen. Linsmatt, Zürich, 219 Seiten, Fr. 29.–

Zwischen Wirklichkeit, Satire und Phantasie

Franz Hohlers meisterliche kleine Erzähltexte «Zur Mündung»

CHARLES LINSMAYER

Wo war Franz Hohler am Mittag des 11. August 1999? Nimmt man die Erzählung «Ein Weltuntergang» wörtlich, mit der er den neuen Prosaaband, «Zur Mündung», beschliesst, so stand er damals auf dem Gipfel des 4505 Meter hohen Weisshorns zwischen dem Val d'Anniviers und dem Materal im Kanton Wallis. Die exakte Datierung ist möglich, weil der Textetwas beschreibt, was in Mitteleuropa zwischen 1887 und 2081 einzig an eben jenem 11. August 1999 zu beobachten war: eine totale Sonnenfinsternis.

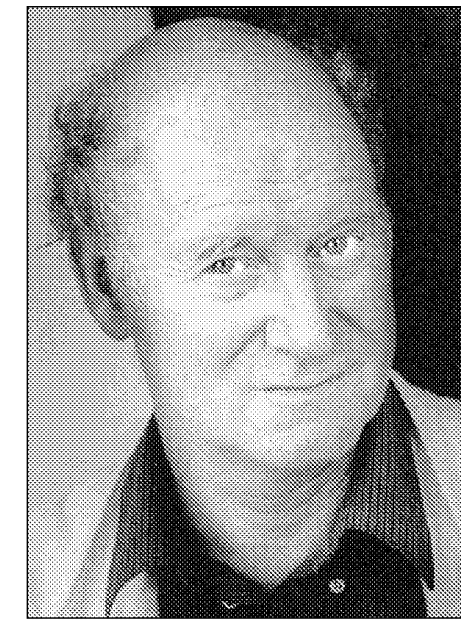
Hohler macht sich, die Spezialbrille der Firma Sunrise vor den Augen, natürlich über die europaweite Vermarktung des Phänomens lustig, kann sich der metaphysisch-symbolischen Dimension dann aber doch nicht entziehen und lässt sich durch den legendären eisigen Finsterniswind zu einer apokalyptischen Endzeitsvision inspirieren, nach

Franz Hohler ZUR MÜNDUNG 37 Geschichten von Leben und Tod. Luchterhand Verlag, München. 122 Seiten, Fr. 29.40.

welcher er und sein Bergführer für Jahrhunderte als steigeisen- und pickelbewehrte Eisskulpturen unter dem Gipfel des Viertausenders festgefroren bleiben. Dass die Geschichte wörtlich zu nehmen ist und er tatsächlich zu den wenigen gehört haben muss, die 1999 die astronomische Sensation ohne sichtbar werdende Wolken sehen konnten, beweist Hohler vierzig Seiten weiter vorne unter dem Titel «Zu Berg». Die Lehrstunde in Sachen Bergsteigen, die er da gibt, kann nur von einem stammen, der so etwas selbst erlebt hat, und man muss in der Schweizer Alpenliteratur wohl bis ins Jahr 1916, bis zu Hans Morgenthaler und seinem Erstling «Ihr Berge», zurückgehen, bis man auf einen Text stösst, der das Bergerlebnis so kritisch-entlarvend und dennoch so authentisch-exakt und enthusiastisch beschreibt wie diese Schilderung einer Tour auf Eiger und Mönch. Das Bergerlebnis ist dabei auch insofern glaubwürdig umgesetzt, als in dem Text das satirische Element immer mehr zurücktritt, je deutlicher der Berg seine Tücken und Gefahren zeigt und je schweigsamer und bescheidener der vorlaute Stadtbewohner wird.

Leben und Tod

«37 Geschichten von Leben und Tod» heisst Hohlers neues Buch im Untertitel, und die Spannung zwischen Satire und Ernst, Komik und Tragik, wie sie in den zwei Bergsteigertexten, aber auch in vielen anderen Geschichten des Bandes fassbar wird, gehört durchaus mit in diesen existenziellen Dualismus hinein. Es ist, als werde in den Texten dieses Bandes das Satirische durch den Bezug zum Tragischen, zum Tödlichen in seiner Bitterkeit gemildert, aber gleichzeitig in seiner Heilsichtigkeit verschärft – und als bekomme andererseits das Ernste, das Krisen um Tod und Vergänglichkeit, durch das nie ganz unterdrückte, immer irgendwie mitschwingende Satirische eine dionysische, befreiend-erträgliche, vor Sentimentalität schützende Dimension.



Meister der kleinen Form: Franz Hohler, Schweizer Schriftsteller und Kabarettist mit Jahrgang 1943.

so ist «Der Sterbende» in der gleichnamigen kurzen Geschichte schwerelos in seiner etwas kauzigen, gut schweizerisch-bürgerlichen Befindlichkeit beschrieben und empfindet es als Erleichterung, dass sein Todestag auf einen wichtigen eidgenössischen Abstimmungstermin fällt. So findet eine alte Frau ein vernünftiges Ende, nachdem ein geheimnisvoller Handwerker die Brücke repariert hat, von der sie im Traum immer herunterzustürzen meinte («Die Reparatur»). Noch im Jenseits kommt die Tote ein Lächeln an, wenn auf der Erde jemand in einem Fotoalbum auf ihr Bild stösst, und derart nach, dass das Leben in den Tod übergehen, dann den Zuschauern im Theater erst im Nachhinein aufdammt, was aus dem Spiel Ernst geworden war («Berlin, Sonntag»).

Grenzen des Satirischen Nur wenn der Tod sein menschliches Antlitz verliert und zum millionenfachen entsetzlichen Verbrechen verkommt, weicht auch auf dem Gesicht des Satirikers das Lächeln der Bitterkeit und der Trauer. Wie der Bergsteiger erster wird, je höher er steigt, kommt dem Humoristen der Humor abhanden, je weiter er gegen Osten, ins Shoa-Land, vorstösst, und je näher er jenem südeuropäischen Krisengebiet kommt, über dem die Medien längst zur Tagesordnung übergegangen sind. Weder zwischen dem Damals und dem Heute, noch zwischen dem Hier

und Dort kann er dann irgendwo noch eine Grenze erkennen, und wie einem aus einem heutigen Kleiderschrank unversehens die Koffer, Schuhe und Brillen der KZ-Opfer entgegenpoltern können («Der Griff in den Schrank»), passiert am Ufer der Drina auch heute noch genau das, woran wir uns sechzig Jahre später in Mitteleuropa mit Grausen erinnern («Was dort noch ist»).

Innerer Zusammenhalt

Formal erweist sich Franz Hohler in «Zur Mündung» einmal mehr als ein literarischer Kömmer, der von der Anekdote und vom Landschafts-Stimmungsbild über die fast schon stiftersche Novelle und die hebelsche Exempelgeschichte bis hin zur Gesellschaftsatire und zur Persiflage eine Vielzahl von Genres und Tonlagen wie selbstverständlich beherrscht. Und doch erschliessen sich einem in den 37 kurzen oder längeren Texten bei der Lektüre nach und nach so viele Bezüge und Zusammenhänge, dass man das Buch dennoch als ein sehr frei gehaltenes, mit allen möglichen Formen spielendes Schriftstellertagebuch zu lesen anfängt. Als Bestandaufnahme eines Literaten und Moralisten, den das Älterwerden milder gestimmt hat, der versöhnlicherer Tone als früher findet, der aber dennoch nicht bereit ist, das Unrecht, die Gewalt oder etwa die Landschaftsverwundlung einfach resigniert hinzunehmen.

Mitten durch den Lärm und den Gestank der Autos und Flugzeuge wandert er in der Titelgeschichte dem Flüssen

Glatt entlang, um «zur Mündung» zu gelangen. Er protokolliert nüchtern, unsentimental, was er sieht und hört, und als er schliesslich statt der Mündung in den Rhein vor einen Tunnel steht, der das Wasser einem Kraftwerk zuführt, bricht er nicht in eine larmoyante Klage aus, sondern macht aus dem Kraftwerk in seiner Phantasie ein Königsschloss und beendet die Geschichte, indem er in einem imaginären Totenschiff all die Figuren in die Ferne entweichen lässt, die den offenbar endgültig zerstörten Traum von einem naturnahen, glücklichen, sinnvollen, poetisch inspirierenden Leben bevölkert haben: «die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin, umgeben von der Sehnsucht, der Langleiwie, dem Heimweh, der Jungfrau, dem Kind, dem Greis, den Nixen mit ihren grünen Haaren, dem Flussgott, dem Mönch, dem Tod und dem Narr...»

Bürgerlich-unbürgerlich

Es ist nicht erst seit diesem Buch eine Qualität von Hohlers Schreiben, dass er die Gesetze des Faktischen immer wieder durchbricht und sich hin- und herbewegt zwischen Realität und Traum, Phantasie und Wirklichkeit. Aber es gibt darin neben vielerlei weiteren Beispielen auch einen Text, der die Ambivalenz auf ganz persönliche, witzig-humorvolle Weise auf den Punkt bringt. «Ein Doppelleben» heisst er, und er schildert das Dasein eines Menschen, der tagsüber eine vollkommen bürgerliche Existenz führt und lebt «wie die meisten andern auch», um sich dann nachts plötzlich in einen «ungeübten, vollkommen vernünftlosen Menschen» zu verwandeln, «der immer neue, exquisite Abenteuer und atemberaubende Situationen suchen muss, um seine rätselhaft seelische Gier zufrieden zu stellen...» Und wohl nur deshalb, weil Hohler beide Seelen in seiner Brust hat die spiessbürgerlich-normale und die phantasievoll-aufpflüschende, sarkastisch-dämonische, deshalb gelingt es ihm, die schöne moderne neue Welt so lebensecht-exakt und bis in die Tonlage hinein glaubwürdig abzubilden und sie gleichzeitig in Frage zu stellen und absurdum zu führen. In der Satire «Kleines Welttheater» zum Beispiel, wo er sich, nachdenklich rasonierend, aber weit entfernt von seinem sarkastischen «Sie sind alle so nett», mitten unter die medialen Prominzen und Selbstdarsteller des schweizerischen öffentlichen Lebens mischt, oder im Tagungsbericht «Suchte», wo ganz sanft und ohne Bosheit der aktuelle Trend persifliert ist, bis hin zur Arbeit und zur Schokolade an allen Ecken und Enden immer neue Sichte und Abhängigkeiten aufzudecken und zu therapieren. Am eindringlichsten, bewegendsten aber sind auch in diesem Buch jene Texte, wo zur Satire und zur Gesellschaftskritik ein Schuss Zärtlichkeit hinzukommt. Im behelfsmässigen Dialog mit dem jungen Kosovo-Albaner Marim etwa, dem Hohler im Fluelener Bahnhofsaal vor Heinrich Danioths «Föhnwache» gegenübersteht und der unter dem Titel «Kosovo ja» beinahe wortlos all das wieder denkbar macht, was die dafür zur Verfügung stehenden Worte bald schon eher verweigern denn vortreiben: Toleranz, Mitleid, Einfühlbarkeit, Lernbereitschaft, Demut.

Und die Moral von der Geschicht: Schriftsteller und der Rückzug ins Private

Eine Umfrage des Schriftstellervereins zum Thema Literatur und Engagement

BEAT MAZENAUER

«Moral ist Phantasie», heisst es in Musils Roman «Mann ohne Eigenschaften». Für den Helden Ulrich steckt in der Moral «das unendliche Ganze der Möglichkeiten zu leben». Auch Literatur ist Phantasie, Möglichkeitsform des Lebens. Wie

DER STIL IST EINE FRAGE DER MORAL Anthologie, hrsg. vom Schweizerischen Schriftstellerverein- und Schriftsteller-Verband. Redaktion Peter A. Schmid und Tim Krohn. Nagel & Kimche, Zürich. 240 Seiten, Fr. 38.–

aber verhalten sich Literatur und Moral zueinander? Diese Frage legten Tim Krohn

und Peter A. Schmid den Mitgliedern des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftstellervereins vor. Anlass dazu bot ihnen die Rede des damaligen Bundespräsidenten Flavio Curti anlässlich der Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1998, in der dieser vor einem «Rückzug der Kulturschaffenden aus ihrer traditionellen gesellschaftskritischen Präsenz ins Privat» warnte. Von höchster Instanz sah die Kulturschaffenden sich herausgefordert. Was bloss heisst Gesellschaftskritik, und wie unpolitisch ist Privatheit? Und: Ist es Zynismus oder Ausdruck von Diskurskultur, wenn derlei aus bundesrätlicher Warte gefordert wird?

Unter der Überschrift «Der Stil ist eine Frage der Moral. Essays zur literarischen Gesellschaftskritik der Jahrtausendwende»

versuchen 19 Autorinnen und Autoren Antworten auf diese Fragen. Schon immer habe er «das Ästhetische als Ethik betrachtet», schrieb Musil um 1930 ins Tagebuch. Siebzehn Jahre später und dreissig Jahre nach den wilden 68er-Stürmen präsentiert sich die Situation anders. In der vorliegenden Anthologie spiegelt sich die Spannweite, mit der heute Fragen von Moral und Literatur behandelt werden. Auf der einen Seite bringt Jean Ziegler die Aufgabe der Kunst auf die knappe Formel «Der Schriftsteller als moralische Instanz». Auf der anderen betont Dante Andrea Franzetti inständig, «Kunst ist eine ästhetische, eine technische, eine formale Angelegenheit» und hat sich gegen der politischen Vereinnahmung zu widersetzen. Dazwischen ist Raum für verschiedenste Schat-

terungen, wobei ein Gefälle zwischen Welsch und Deutsch sichtbar wird. In den romanischsprachigen Landesteilen scheint das Interesse an der aufklärerischen Funktion von Literatur noch stärker lebendig. Nutzen wir die Unbefangenheit des Schreibens und Lesens, fordert Daniel de Roulet, «um unser Land neu zu gestalten, die Gesellschaft zu ändern, die Städte neu zu planen». Differenziert behandelt Hugo Loetscher das Dilemma von Stil und Engagement. Nach jahrzehntelangem Nachdenken darüber geht ihm dabei aber jegliche Rigorosität ab. Er weiss um die Gefahr der Vereinnahmung, nur: «Ist nicht in jeder Äusserung der Schreibende auch mit seinen moralischen Vorstellungen an der Arbeit, ob explizit oder verborgen?» Längst nicht alle Beiträge lo-

ten die gestellte Frage derart tief und aus, gleichwohl ist der Band aufschlussreich. Die Repliken auf die «ideologischästhetische Ästhetik-Anschauung» der beiden Herausgeber hat sichtlich provoziert, verursacht und auch Missverständnisse erzeugt. Urs Jaeggi spricht das Kernproblem an: «Worte sind mehrdeutig», sie lassen sich nicht leicht formalisieren, aber auch nicht einfach aus dem gesellschaftlichen Rahmen herauslösen. Genauso mehrdeutig ist der Begriff des «Politischen». Politisch ist das aktive Engagement, sagen wir für eine bessere, gerechtere Gesellschaft, und ebenso der Eindruck, den Literatur von den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen vermittelt. Diese Auseinandersetzung wäre vertieft zu führen, wofür der Band gute Anregung bietet.